



Rebecca Clifford

»Ich gehörte
nirgendwohin.«

Kinderleben nach
dem Holocaust

Suhrkamp



SV

Rebecca Clifford

»Ich gehörte nirgendwohin.«

Kinderleben nach dem Holocaust

Aus dem Englischen
von Stephan Gebauer

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Survivors. Children's Lives After the Holocaust* bei Yale University Press (New Haven/London).

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.



Erste Auflage 2022

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

© 2020 Rebecca Clifford

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: nach Entwürfen von Alex Kirby/Yale. Umschlagfotos:

© United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D. C.

(Abb. o.: mit freundlicher Genehmigung von Tosca Kempler,

Abb. u.: mit freundlicher Genehmigung von Binem Wrzonski), und

Yad Vashem Photo Archive, Jerusalem (Abb. Mitte)

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43051-4

www.suhrkamp.de

INHALT

Abkürzungen	9
Über Namen	11

Einleitung	15
------------	----

1

Ein anderer Krieg beginnt	33
---------------------------	----

2

Der Blick der Erwachsenen	62
---------------------------	----

3

Wem gehört dieses Kind?	88
-------------------------	----

4

Wiedervereinte Familien	129
-------------------------	-----

5

Die Kinder aus dem Château	156
----------------------------	-----

6

Die Verwandlung	182
-----------------	-----

7

Trauma	212
--------	-----

8

Die sich glücklich schätzen müssen	244
------------------------------------	-----

9
Zu Überlebenden werden 269

10
Geschichten 291

11
Schweigen 320

Schluss
Die letzten Zeugen 347

Anmerkungen 360
Danksagung 415
Quellen 420
Bildnachweise 447

Für meine Mutter Julia,
geboren in Budapest im Jahr 1944,
und für meine Kinder Max und Addie,
geboren in Swansea in sichereren Zeiten

ABKÜRZUNGEN

- AIVG Aide aux Israélites Victimes de la Guerre
AJWS Australian Jewish Welfare Society
BEG Bundesentschädigungsgesetz (1956)
CBF Central British Fund for German Jewry
CJC(A) Canadian Jewish Congress (Archive)
DP Displaced Person
DSM *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*
FVA Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies,
Bibliothek der Universität Yale
IRO Internationale Flüchtlingsorganisation (International
Refugee Organization)
ITS Internationaler Suchdienst (International Tracing Service)
JDC American Jewish Joint Distribution Committee
ORT Organization for Rehabilitation and Training
OSE Œuvre de Secours aux Enfants
PTBS Posttraumatische Belastungsstörung
SHEK Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder
UJRA United Jewish Relief Agency
UNRRA Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen
(United Nations Relief and Rehabilitation Administration)
URO United Restitution Office
USCOM United States Committee for the Care of European Children
USHMM(A) United States Holocaust Memorial Museum (Archive)
VHA Visual History Archive
WLA Wiener Library Archive

ÜBER NAMEN

Namen sind ein schmerzhaftes Thema für Menschen, die den Holocaust als Kinder überlebten. Als sie in Verstecke, Ghettos, Internierungs- oder Konzentrationslager gebracht wurden, verloren viele sehr junge Kinder ihre Geburtsnamen. Manche erhielten zu ihrem Schutz neue, nichtjüdische Namen und wurden jahrelang mit diesen angesprochen, bis ihre Geburtsnamen schließlich vollkommen aus ihrem Bewusstsein verschwanden. Manche wurden kurz nach Kriegsende adoptiert und erhielten die Familiennamen ihrer Adoptiveltern; unter Umständen erfuhren sie erst als Erwachsene, dass sie unter einem anderen Namen geboren worden waren. Kinder, denen bei Kriegsende kein Geburtsname zugeordnet werden konnte, hatten kaum Aussichten, jemals überlebende Eltern, Geschwister oder andere Verwandte wiederzusehen.

Die Menschen, deren Geschichten in diesem Buch untersucht werden, verstehen besser als die meisten von uns, dass unser Name ein wesentlicher Bestandteil unserer Identität ist und uns zu den Eigentümern unserer Lebensgeschichte macht. Im Lauf meiner Recherchen befragte ich Dutzende Überlebende und hörte mir zahlreiche Interviews an, die von anderen Wissenschaftlern geführt worden waren. Mit einer einzigen Ausnahme zogen es alle diese Überlebenden vor, kein Pseudonym zu verwenden, sondern ihre Geschichten unter ihrem eigenen Namen zu erzählen. Ich verstehe dieses Bedürfnis. Man kann sein Zuhause verlieren, man kann seine Eltern und andere Verwandte verlieren, man kann jahrelang kämpfen, um sich Klarheit über grundlegende Einzelheiten der eigenen Herkunft und Identität zu verschaffen – am Ende auch noch den eigenen Namen aus der Lebensgeschichte zu verlieren wäre ein Verlust zu viel.

In der Forschungsarbeit für dieses Buch habe ich Oral-History-Interviews mit Archivdokumenten kombiniert. Normalerweise begann ich mit den Archivrecherchen und verwendete die Namen, auf die ich in den Dokumenten stieß, um den überlebenden Kindern durch ihr späteres Erwachsenenleben zu folgen, wobei ich mich auf Interviews stützte, die sie im Rahmen von Oral-History-Projekten gegeben hatten, oder ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort herausfand, um sie selbst zu befragen. Aber viele Archive gewähren Zugang zu Material über einzelne überlebende Kinder nur dann, wenn dieses Material anschließend anonymisiert wird. Das konfrontierte mich mit einem moralischen Dilemma: Ich konnte diese Überlebenden befragen oder ihre früheren Interviews verwenden, aber ich würde ihre Namen verbergen müssen. Ich würde gezwungen sein, ihre Identität aus ihren Geschichten zu entfernen.

In Absprache mit den Archivaren fand ich für dieses Buch eine Kompromisslösung: Ich habe die tatsächlichen Vornamen und die Initialen der Familiennamen der Überlebenden verwendet. Das ist ein unvollkommener Kompromiss, aber er hat es mir ermöglicht, die Vorgaben der Archive zu erfüllen und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass die Überlebenden, deren Geschichten ich hier erzähle, nicht dieses grundlegenden Bestandteils ihrer Identität beraubt werden. Um die erstaunliche Vielfalt der Namen einer ganzen Generation von jüdischen Kindern aus Europa zu bewahren (diese Namen trugen das Siegel sämtlicher Länder und Kulturen auf dem Kontinent), habe ich die in den Archivdokumenten aufgetauchten Namen der Überlebenden aus ihrer Kindheit verwendet, anstatt die später an den Sprachgebrauch in anderen Ländern und insbesondere ans Hebräische angepassten oder durch eine Eheschließung geänderten Namen heranzuziehen. Das bedeutet, dass einige der in dieser Studie behandelten Personen unter ihren Adoptivnamen auftauchen, weil dies die Namen waren, die in den frühen Aufzeichnungen verwendet wurden.

Nur in ganz wenigen Fällen habe ich auf Pseudonyme zurückgegriffen, nämlich dann, wenn ich ohne ein späteres Interview Archiv-

Über Namen

aufzeichnungen verwendete (weil ich nicht in der Lage war, die betreffende Person ausfindig zu machen, oder weil sie verstorben war), wenn ein Archiv eine vollständige Anonymisierung verlangte oder wenn mich eine interviewte Person bat, ihren wirklichen Namen nicht zu verwenden. In allen anderen Fällen habe ich mich bemüht, diesen kostbaren Besitz nach Möglichkeit zu erhalten.

EINLEITUNG

Im Sommer 1946 wurde die siebenjährige Litzi S., eine Überlebende des Konzentrationslagers Theresienstadt, von einem Mann angesprochen. Sie war nach ihrer Befreiung nach England gebracht worden und wohnte in einem Kinderheim mit anderen Holocaust-Überlebenden. Der Mann erklärte, er sei ihr Vater, und die Frau, die ihn begleitete, sei ihre Mutter. Dies schien damals durchaus plausibel: Weder die Kinder noch die Mitarbeiter des Heims wussten, was aus den Eltern der Heimbewohner geworden war. Organisationen wie der Internationale Suchdienst des Roten Kreuzes suchten in ganz Europa und darüber hinaus nach vermissten Menschen. Doch die Nachforschungen kamen nur schleppend voran, und jene, die auf Nachrichten von Familienmitgliedern hofften, mussten sich auf eine quälend lange Zeit der Ungewissheit einstellen. Ein Jahr nach Kriegsende lebten die Kinder in dem Heim, das sich in einem beschaulichen Dorf in der südenglischen Grafschaft Surrey befand, in einem Zustand der unablässigen Erwartung. Litzis Angehörige waren die Ersten, die leibhaftig auftauchten. Für das junge Mädchen und die anderen Kinder muss es ein wundersames Ereignis gewesen sein.

Litzi fuhr mit den beiden, die behaupteten, ihre Eltern zu sein, nach Hause und lebte von da an eine zumindest oberflächlich gesehen normale Kindheit. Ihr Leben vor der Wiedervereinigung mit ihrer Familie wurde Teil einer nur dunkel erinnerten Vergangenheit. Manchmal litt sie unter Erinnerungen, denen sie keinen Sinn abgewinnen konnte, Bildern von hölzernen Stockbetten und großen Räumen voller Kinder, doch ihre Eltern wichen ihren Fragen aus, und irgendwann stellte sie keine mehr. Im Alter von 18 Jahren schrie Litzi während eines Familienkrachs den Mann, der sie elf Jahre zu-

vor aus dem Heim abgeholt hatte, voller Wut an: »Ich wünschte, du wärst nicht mein Vater!« Worauf er antwortete: »Ich bin es nicht.« Tatsächlich war er der Bruder ihres Vaters. Wie viele andere, die nach dem Krieg überlebende Kinder in ihre Obhut genommen hatten, war er der Meinung gewesen, es sei besser, die Ermordung von Litzis Eltern hinter einer Lüge zu verbergen, anstatt den gefährlichen Weg der Wahrheit einzuschlagen.¹

Zu dem Zeitpunkt, als Litzki von ihrem Onkel abgeholt wurde, bereitete dem Personal im Kinderheim ein weiterer Schützling Kopfzerbrechen. Die elfjährige Mina R. *, ebenfalls eine Überlebende aus Theresienstadt, legte ein befremdliches Verhalten an den Tag. Sie sprach gestelzt, und ihre Emotionen wirkten unnatürlich: Die Mitarbeiter machten sich Sorgen über das falsche Lächeln, das in ihrem Gesicht festgefroren war. Eines Tages eröffnete Mina den Betreuern unvermittelt, dass ihre Mutter vor ihren Augen mit einem Kopfschuss hingerichtet worden war. Die Heimleiterin, Alice Goldberger, war überzeugt, es sei von therapeutischem Nutzen für die Kinder, über ihre Erfahrungen während des Kriegs zu sprechen. Sie ermutigte das Mädchen, sich zu öffnen und sich so der schmerzhaften Last ihrer Erinnerungen zu entledigen. Goldberger konnte sich entsinnen, dass Minas Verhalten sich nach dieser schockierenden Enthüllung verbessert hatte; das Sprechen schien tatsächlich eine therapeutische Wirkung zu haben. Umso verblüffter waren die Mitarbeiter des Kinderheims, als sechs Jahre später die Mutter des Mädchens auftauchte: Die Hinrichtung durch Kopfschuss hatte nie stattgefunden.²

Die Geschichten von Litzki und Mina zeigen, wie sonderbar die Welt war, in der sich die jungen Holocaust-Überlebenden nach dem Krieg wiederfanden. Scheinbare Wahrheiten konnten hier von einem Augenblick auf den anderen auf schockierende Art auf den Kopf gestellt werden. Manchmal kam heraus, dass Eltern, die scheinbar überlebt hatten, in Wahrheit seit Langem tot waren,

* Pseudonym.

wie Litzki zu ihrem Entsetzen erfuhr, als ihr »Vater« ihr schließlich gestand, dass er ihr Onkel war. Seltener waren die Fälle, in denen Eltern, die als tot galten, wie Minas Mutter, plötzlich wieder auftauchten. Oftmals waren die Tatsachen unbekannt, aber genauso oft wurden sie vor den Kindern verborgen. Manche Erwachsene gingen auf die beklemmenden Erinnerungen und Fragen von Kindern ein, aber sehr viel häufiger geschah es, dass die neugierigen Fragen nach ihrer Vergangenheit beiseitegeschoben wurden.

Damals betrachtete niemand diese Kinder als »Holocaust-Überlebende«. Sie wurden als »unbegleitete Kinder«, »jüdische Kriegswaisen«, »kriegsgeschädigte Kinder« oder Ähnliches bezeichnet. Häufiger wurde ihnen einfach gesagt, sie seien die Glücklichen, die am Leben waren, während andere gestorben waren: Sie sollten sich glücklich schätzen, leben zu dürfen, jung und widerstandsfähig genug zu sein, um die unerträglichen Erinnerungen abzuschütteln. Sie sollten froh sein, dass andere versuchten, ihre Leben wieder zusammzusetzen, anstatt dass sie selbst derartige Anstrengungen unternehmen mussten (denn diejenigen, die diese Aufgabe hatten, mussten die oft demoralisierende, mühevoll Arbeit leisten, zerstörte Familien und Gemeinden physisch, wirtschaftlich und psychologisch wiederaufzubauen). Diese Aufforderung war befrachtet: Indem man einem Kind sagte, es müsse sich glücklich schätzen, am Leben zu sein, es solle die Vergangenheit hinter sich lassen und sich auf die Zukunft konzentrieren, unterdrückte man seinen Impuls, seiner eigenen Geschichte einen Sinn abgewinnen zu wollen. Mit dem Älterwerden begannen viele der jungen Überlebenden, sich gegen diese Art lähmender Beruhigungsversuche aufzulehnen. Sie stellten ihren biologischen Eltern, Pflegeeltern, Verwandten und Erziehern bohrende Fragen zu ihren frühen Lebensjahren: »Wie ist mein wirklicher Name?« – »Woher komme ich wirklich?« – »Warum erzählt ihr mir nicht von meiner Mutter?« – »Warum habt ihr keine Babyfotos von mir?« Solche Fragen hatten das Potenzial, ganze Familien zu einer unangenehmen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu zwingen.

In diesem Buch beleuchte ich die Leben der jüngsten Holocaust-Überlebenden in den Nachkriegsjahren. Diese Gruppe wurde von der Forschung lange Zeit vernachlässigt.³ Ich konzentriere mich auf die zwischen 1935 und 1944 Geborenen, die zum Zeitpunkt der Befreiung im Jahr 1945 höchstens zehn Jahre alt waren. Diese sehr jungen Kinder hatten von allen Altersgruppen die geringste Chance, den Holocaust zu überleben (abgesehen von sehr alten Menschen). Aber das ist nicht der Grund – oder zumindest nicht der einzige Grund – dafür, dass ihre Geschichten so besonders sind. Die Erfahrungen dieser Kinder geben Aufschluss über eine Frage, die bedeutsame Implikationen hat: Wie können wir unserem Leben einen Sinn abgewinnen, wenn wir nicht wissen, woher wir kommen? Da die Erinnerungen dieser Kinder an ihr Leben vor dem Kriegsende unscharf waren, sofern sie überhaupt welche hatten, und da es oft keinen Erwachsenen gab, der willens oder imstande war, sie über wichtige Einzelheiten ihrer ersten Lebensjahre aufzuklären, mussten viele dieser jungen Überlebenden einen jahrzehntelangen Kampf austragen, um die Geschichte ihrer Herkunft zusammensetzen: ein im Grunde simpler, aber unverzichtbarer Akt, wenn es darum geht, die eigene Geschichte herzustellen. Er bildet das Fundament von Identität. Wenn wir die Geschichte unserer Familie, unseres Heimatorts, unserer prägenden Erfahrungen nicht erzählen können – wie können wir dann unserer Kindheit und ihrer Wirkung auf unsere Persönlichkeit einen Sinn geben? Welche Arbeit müssen wir leisten, um zu erklären, wer wir sind? Die meisten von uns betrachten es als selbstverständlich, in der eigenen Kindheit nach Erklärungen zu suchen. Wir halten uns selten vor Augen, dass dies ein Privileg ist. In diesem Buch werde ich der Frage nachgehen, was es bedeutet, ohne dieses Privileg aufzuwachsen und durch die persönlichen Umstände gezwungen zu sein, sich die Geschichte der eigenen Vergangenheit aus Splittern zusammensetzen. Es ist ein Buch über den Holocaust, aber auf einer noch fundamentaleren Ebene ist es ein Buch über das Leben nach und mit einer Kindheit im Chaos.

Auch ist es ein Buch über das Erinnern, insbesondere über frühe Erinnerungen und ihre Rolle im späteren Leben. Die meisten Menschen erzählen bereitwillig von ihrer frühesten Erinnerung, wenn man sie danach fragt. In meiner lege ich Wäsche zusammen. Ich vermute, dass ich etwa drei Jahre alt war, als das geschah, denn ich entsinne mich noch, wie klein ich war im Vergleich zu den Möbeln im Raum. In dieser Episode befinde ich mich im Wohnzimmer unseres Hauses in Kingston in der kanadischen Provinz Ontario; wir nannten es das »Fernsehzimmer«. Ich stehe vor einem Wäschekorb aus Plastik, der sich auf einer Holztruhe befindet, die mein Vater gebaut hat. In dem Korb liegt ein pfirsichfarbener Pullover, und ich strecke den Arm aus, um ihn herauszuziehen, denn ich habe ihn als meinen erkannt: Er ist ein Geschenk meiner Großmutter väterlicherseits gewesen. Die Wäsche ist warm, weil sie gerade aus dem Trockner gekommen ist, und eine angenehme Welle der Wärme geht durch meine Hand, als ich den Pullover greife. Als ich ihn berühre, passiert etwas Verblüffendes: Blitzende Funken fliegen durch die Luft. Der frisch getrocknete Pulli ist mit statischer Elektrizität aufgeladen, und die trockene kanadische Winterluft lässt ihn knistern und singen, als die Funkenblüten an meinen Fingerspitzen explodieren. Dieses Erlebnis ist in mein Gedächtnis eingebrannt, so meine Vermutung, weil es überraschend und zugleich ergreifend schön war.

Aber wie kommt es, dass ich diese Erinnerung *verstehen* kann? Woher weiß ich, dass mein Vater die Truhe gebaut und dass ich den Pullover von meiner Großmutter bekommen hatte? Der Grund ist, dass diese Erinnerung so wie alle anderen ein soziales Konstrukt ist und dass mir die Erwachsenen in meiner Umgebung halfen, meiner Erfahrung einen Sinn zu verleihen. Sie erklärten mir, wer die Truhe gebaut hatte, wer den Pullover gestrickt hatte und warum im Winter Funken durch die trockene Luft fliegen. Das gilt nicht nur für die eine Episode, sondern für alle meine frühen Erinnerungen – und auch für alle Ihre Erinnerungen. Die meisten von uns können die Geschichte ihres Lebens erzählen, vom An-